

3. Carl Menger und die Vorläufer der Österreichischen Schule

3.1. Einleitende Bemerkungen

Obwohl ein breiter Konsens darüber besteht, dass die Geburtsstunde der Österreichischen Schule im Jahr 1871 liegt, dem Jahr in dem die „Grundsätze der Volkswirtschaftslehre“ von Carl Menger erschienen sind, besteht der größte Verdienst dieses Autors allerdings darin, eine Denktradition katholischen und kontinental-europäischen Ursprungs wieder aufgenommen und vorangetrieben zu haben, die sich bis zu den Anfängen des philosophischen Denkens in Griechenland und – noch deutlicher – bis zur Tradition des juristischen, philosophischen und politischen Denkens des alten Roms zurückverfolgen lässt.

Tatsächlich entdeckte man im antiken Rom, dass Recht Gewohnheitsrecht ist, und dass juristische Institutionen, Sprache und das Wirtschaftssystem das Resultat eines langen evolutionären Prozesses sind. Dieser Prozess beinhaltet eine enorme Fülle an Informationen und Wissen, welches die mentalen Fähigkeiten jedes Regierenden – wie wohlwollend und weise er auch sein mag – übersteigen muss. So wissen wir dank der Überlieferungen Ciceros (aus: *De re publica*, dt.: *Vom Gemeinwesen*), dass für Cato „deshalb der Zustand unseres Staates den übrigen Staaten überlegen sei, weil in jenen meist einzelne Männer gewesen seien, von denen ein jeder sein Gemeinwesen durch seine Gesetze und seine Einrichtungen aufgebaut habe, wie das der Kreter Minos, das der Lakedämonier Lykurgus, das der Athener [...] -: unser Gemeinwesen [jedoch] nicht durch eine[s] einzigen Mannes Geist, sondern vieler, nicht in einem Menschenleben, sondern in vielen Generationen und Zeitaltern aufgebaut worden sei. Denn er sagte immer wieder, kein Genie sei so groß je entstanden, dass es je einen gegeben hätte, dem keine Sache entgangen wäre, und alle Begabungen auf eines gehäuft vermöchten nicht so viel zu einem Zeitpunkt vorauszusehen, dass sie alles umfassten ohne Umgang mit den Dingen und Altwerden.“ (Cicero, 1960, 172 -173)

Wie wir noch sehen werden, wird der Kern dieser Idee das Herzstück des Mises'schen Arguments der theoretischen Unmöglichkeit der sozialistischen Planwirtschaft bilden. Er wird dank des christlichen Humanismus' und der thomistischen Philosophie des Naturrechts, die sich als eine der Macht jedes Territorialherrschers überlegene und dieser vorhergehenden Ethik begreift, im Mittelalter verstärkt vertreten. So untersuchen unter anderen Pedro Juan de Olivi, Bernhardin von Siena und Antonius von Florenz bereits im 15. Jahrhundert die Vorreiterrolle der unternehmerisch-kreativen Fähigkeit des Menschen und deren antreibende Kraft im Hinblick auf die Entwicklung der Marktwirtschaft und der Zivilisation (Rothbard, 1995a, 1-175). Eigentlich waren es aber die Scholastiker Spaniens, die diese antike Denktradition wieder aufnahmen, weiterführten und perfektionierten. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die spanischen Scho-

lastiker als die eigentlichen Vorgänger der Österreichischen Schule angesehen werden müssen.

3.2. Die spanischen Scholastiker als Vorläufer der Österreichischen Schule

Für Friedrich A. Hayek sind die theoretischen Prinzipien der Marktwirtschaft und die wesentlichen Elemente des Wirtschaftsliberalismus nicht, wie sonst im Allgemeinen angenommen, von Calvinisten und schottischen Protestanten geschaffen worden, sondern sie sind das Resultat der intellektuellen Anstrengungen von Dominikanern und Jesuiten, beides Mitglieder der Schule von Salamanca, im Goldenen Zeitalter Spaniens (Hayek, 2003a, 536). Hayek ging sogar so weit, zwei dieser scholastischen Gelehrten, Luis de Molina und Juan de Lugo, in seinem Vortrag, den er bei Erhalt des Nobelpreises für Wirtschaftswissenschaften 1974 hielt, zu erwähnen (Hayek, 1996a, 3-15). Beeinflusst vom italienischen Gelehrten Bruno Leoni, begann sich Hayek Anfang der 50er Jahre dem katholisch-spanischen Ursprung der Österreichischen Schule hinzuwenden. Leoni (Leoni, 1991, 76-94) überzeugte Hayek, dass die Wurzeln der dynamischen und subjektiven Konzeption der Ökonomie kontinentalen Ursprungs sind und deshalb, eher als in der Tradition der schottischen Philosophen des 18. Jahrhunderts, im mediterranen Europa und in der Tradition des antiken Griechenlands, Roms und Thomas von Aquin zu suchen sind. Hayek hatte hierbei das sprichwörtliche Glück, dass eine seiner besten Schülerinnen, Marjorie Grice-Hutchinson sich in Latein und spanischer Literatur spezialisierte und unter seiner Anleitung eine Forschungsarbeit über den Beitrag der spanischen Scholastiker zur Ökonomie schrieb, die sich mit der Zeit zu einem kleinen Klassiker entwickelt hat (Grice-Hutchinson, 1952).

Wer waren nun die intellektuellen Vorläufer der modernen Österreichischen Schule? Die Mehrheit von ihnen gehörte dem Orden der Dominikaner und Jesuiten an, und hatte Professuren für Moral und Theologie an Universitäten wie Salamanca und Coimbra inne, die zu den wichtigsten geistigen Zentren während des Goldenen Zeitalter Spaniens zählten (Chafuen, 1986). Im Folgenden sollen ihre wichtigsten Beiträge untersucht werden.

Unter den Vorläufern der Österreichischen Schule ist vielleicht an erster Stelle Diego de Covarrubias zu nennen. Covarrubias (1512 – 1577), Sohn eines berühmten Architekten, war Bischof von Segovia – er ist in der dortigen Kathedrale begraben – und mehrere Jahre Minister des Königs Philipp II von Spanien. 1555 legte Covarrubias die Grundlagen der subjektiven Werttheorie, auf der die Österreichische Schule beruht. Eine seiner Thesen besagte, dass „der Wert einer Sache nicht von ihrer objektiven Natur, sondern selbst dann von der subjektiven Wertschätzung der Menschen abhängt, wenn diese verrückt sei“. Um diese These zu untermauern, lieferte er das Beispiel, dass in Indien Weizen höher bewertet

Die Österreichische Schule der Nationalökonomie – Markt und unternehmerische Kreativität

werde als in Spanien, weil ihn die Menschen dort höher schätzen, obwohl der Weizen an beiden Orten objektiv betrachtet gleich beschaffen ist (Covarrubias, 1604, 131). Ein weiterer Beitrag Covarrubias bestand in einer Studie über die historische Entwicklung der Kaufkraftminderung des Maravedí, mit der er viele der theoretischen Schlussfolgerungen von Martín de Azpilcueta und von Juan de Mariana über die Quantitätstheorie des Geldes vorwegnahm. Diese Studie Covarrubias', die eine große Anzahl von Statistiken über die Preisentwicklung im 15. Jahrhundert enthält, wurde in lateinischer Sprache unter dem Titel *Veterum collatio numismatum* publiziert, und ist von großer Bedeutung, nicht nur, weil es in den folgenden Jahrhunderten von den Italienern Davanzati und Galiani lobend zitiert wurde, sondern vor allem auch, weil es eines der Bücher ist, die Carl Menger (Menger, 1968, 257) in seinen *Grundsätzen der Volkswirtschaftslehre* zitiert.

Die von Covarrubias begonnene subjektivistische Tradition wurde von einem weiteren bedeutenden Scholastiker, Luis Saravia de la Calle, fortgeführt. Er ist der erste, der eine Erklärung für die Beziehungen zwischen Kosten und Preisen liefert, wonach es immer die Kosten sind, die tendenziell den Preisen folgen und nicht umgekehrt. Damit widerlegte er bereits zu einem frühen Zeitpunkt die Fehler der klassischen Schule Englands, die später als Fundament der Ausbeutungstheorie von Karl Marx und seinen sozialistischen Nachfolgern diente. In seinem auf spanisch, 1544 in Medina del Campo, erschienenen Werk *Instrucción de mercaderes* schreibt er, „dass jene, die den gerechten Preis einer Sache gemäß der Arbeit, Kosten und Gefahren, die jemand, der mit der Sache handelt, oder sie herstellt, messen wollen, sehr irren, weil sich der gerechte Preis aus dem Überfluss oder Mangel der Ware, der Händler und des Geldes ergibt, und nicht aufgrund der Kosten, Arbeit und Gefahren.“ (Saravia de la Calle, 1949, 53). Außerdem steht vor allem die Funktion des Unternehmers, den er Händler (spanisch: *mercader*) nennt, im Mittelpunkt seines Werks; er folgt auf diese Weise der bereits genannten scholastischen Tradition der dynamischen Rolle des Unternehmers, die sich bis Pedro Juan de Olivi, Antonius von Florenz und vor allem bis Bernhardin von Siena zurückverfolgen lässt (Rothbard, 1995a, 81-88).

Ein weiterer bemerkenswerter Beitrag der spanischen Scholastiker ist die Einführung des dynamischen Konzepts der Konkurrenz (lat.: *concurrentium*), verstanden als unternehmerischer Prozess der Rivalität, der den Markt bewegt und die Entwicklung der Gesellschaft vorantreibt. Diese Idee, die das Herzstück der Markttheorie der Österreichischen Schule sein wird, steht im schroffen Gegensatz zu den Gleichgewichts-Modellen der vollkommenen, monopolistischen Konkurrenz und der Monopoltheorie der Neoklassiker. Bereits die Scholastiker kamen zu dem Schluss, dass die Preise der Gleichgewichts-Modelle (die von ihnen „mathematische Preise“ genannt wurden) und welche die sozialistischen Theoretiker der neoklassischen Schule für die Rechtfertigung ihres Interventionismus gebrauchen, niemals bekannt sein können. Raymond de Roover schreibt Luis de Molina das dynamische Konzept der Konkurrenz, verstanden als „einen Prozess der Riva-

Die Österreichische Schule der Nationalökonomie – Markt und unternehmerische Kreativität

lität zwischen Käufern, der dazu führt, dass die Preise steigen“, zu. Dieser Prozess hat nichts zu tun mit dem statischen Modell der „vollständigen Konkurrenz“, welche im 20. Jahrhundert die so genannten „sozialistischen Markttheoretiker“ in naiver Weise geglaubt haben, auf eine Ordnung anwenden zu können, in der kein Privateigentum existiert (Roover, 1955, 169).

Jedoch ist Jerónimo Castillo de Bovadilla derjenige, der dieses Konzept der freien Konkurrenz zwischen Unternehmern in seinem 1585 in Salamanca erschienen Buch *Política para corregidores* am besten darstellt; er weist darauf hin, dass die Essenz der Konkurrenz darin besteht, dem Konkurrenten „nachzueifern“ (Popescu, 1987, 141-159). Castillo de Bovadilla formuliert außerdem folgendes Gesetz, Grundlage der Verteidigung des Marktes eines jeden Ökonomen der Österreichischen Schule: „Die Preise werden bei Überfluss, Wetteifer und Konkurrenz der Verkäufer sinken.“ (Castillo de Bovadilla, 1978, 2, cap.4, n° 49).

Bezüglich der Unmöglichkeit, dass die Regierenden oder die Analysten, den Gleichgewichts-Preis und andere Daten, die für eine Marktintervention notwendig sind, kennen, überragen die Beiträge der jesuitischen Kardenäle Juan de Lugo und Juan de Salas. Juan de Lugo (1583-1660), fragte sich bereits im Jahre 1643 welcher Preis dem Gleichgewichtspreis entsprechen könne und folgerte, dass dieser von einer so großen Anzahl von Umständen abhängt, so dass nur Gott ihn kennen kann („pretium iustum mathematicum licet soli Deo notum“) (Lugo, 1642, vol. II, 312). Juan de Salas, der sich im Jahre 1617 mit der Möglichkeit der Regierenden befasste, über die spezifische Information und das Wissen zu verfügen, das auf dynamische Weise (erst) auf dem Markt geschaffen, entdeckt und gehandhabt wird, bemerkt „quas exacte comprehendere et ponderate dei est non hominum“, das heißt, dass nur Gott, und nicht der Mensch, die Information und das Wissen vollständig begreifen und abwägen kann, welches im Marktprozess von den ökonomischen Akteuren in allen ihren speziellen Umständen von Zeit und Raum gehandhabt wird (Salas, 1617, 4, n° 6,9). Wie noch zu zeigen sein wird, nahmen Juan de Lugo und Juan de Salas um mehr als drei Jahrhunderte die Beiträge der namhaftesten Denker der Österreichischen Schule (speziell von Mises und Hayek) vorweg.

Ein weiteres wesentliches Merkmal, das sich später in einen wesentlichen Baustein des Theoriegebäudes der Österreichischen Schule verwandeln sollte, ist die Zeitpräferenzrate, derzufolge, unter sonst gleichen Umständen, gegenwärtige Güter immer höher bewertet werden als zukünftige Güter. Diese Theorie wurde von Martín de Azpilcueta (der in Spanien unter dem Namen „Doktor Navarro“ berühmt ist) 1556 wieder entdeckt, der sie von einem der besten Schüler von Thomas von Aquin, Giles de Lessines, übernahm. De Lessines stellte bereits 1285 fest, dass „man weder die zukünftigen Gütern so hoch schätze wie dieselben, noch dass diese denselben Nutzen für ihre Besitzer haben wie unmittelbar ver-

Die Österreichische Schule der Nationalökonomie – Markt und unternehmerische Kreativität

fügbare Güter. Aus diesem Grunde muss ihr Wert, im Einverständnis mit der Gerechtigkeit, geringer sein.“ (Dempsey, 1943, 214).

Die verzerrenden Effekte der Inflation, verstanden als jede staatliche Politik der Erhöhung des Geldangebots, wurden ebenfalls von den Scholastikern analysiert. In diesem Bereich ragt insbesondere ein Werk von Juan de Mariana mit dem Titel *De monetae mutatione* heraus; dieses Buch wurde später unter dem Titel *Tratado y discurso sobre la moneda de vellón que al presente se labra en Castilla y de algunos desórdenes y abusos* ins Spanische übersetzt (Mariana, 1987). In diesem, erstmals im Jahre 1605 erschienenen Werk, kritisiert Mariana die bewusst betriebene Politik der Aushöhlung des Geldwertes seitens der Regierenden jener Epoche; obwohl er den damals unbekanntem Begriff der „Inflation“ nicht benutzt, erklärt er doch ihre Effekte, die in einen Preisanstieg und eine allgemeine Verzerrung der realen Wirtschaft münden. Außerdem kritisiert Mariana die Festsetzung von Höchstpreisen um gegen die Inflation anzukämpfen, eine Politik, die er nicht nur für ungeeignet hält, die erhofften positiven Effekte zu erreichen, sondern die zudem höchst schädlich für den Produktionsprozess ist. Mariana verbesserte damit die Analyse entscheidend; bis dato war sie sehr viel einfacher und wurde von Martín de Azpilcueta und vor ihm von Kopernikus in seinem Buch *Monetae cudendae ratio* eher im Stile der Makroökonomie vorgenommen, die beide zum ersten Mal die bis heute verbreitete plump vereinfachende und mechanistische Version der Quantitätsgleichung verfochten (Azpilcueta, 1965, 74-75).

Auf dem Gebiet der Banktheorie machten die spanischen Scholastiker ebenfalls bedeutende Beiträge (Huerta de Soto, 2002a, 73-99). Besonders deutlich ist dies hinsichtlich der Kritik von Saravia de la Calle am Reserve-Kassenkoeffizienten der Banken. Er weist darauf hin, dass der durch die Gewährung von Krediten an Dritte entstandene und für eigene Zwecke verwendete Gewinn (d.h. aufgrund des Geldes, das „auf Sicht“ bei den Bankiers hinterlegt wurde) unrechtmäßig ist und einer großen Sünde gleichkommt. Seine Lehre deckt sich vollständig mit jenen von Anfang an von den klassischen Autoren des römischen Rechts formulierten Grundsätzen und folgt unmittelbar aus dem Wesen, der Ursache und der Rechtsnatur des *depositum irregulare* (Saravia de la Calle, 1949, 180-181, 195-197).

Auch Martín de Azpilcueta und Tomás de Mercado entwarfen eine präzise und detaillierte Analyse der Banktätigkeit, die, auch wenn sie nicht an das Niveau von Saravia de la Calle heranreichten, eine makellose Abhandlung der rechtlichen Anforderungen, die innerhalb eines Bankdepositenvertrags erfüllt sein müssen, mit einschließen. Alle drei fordern implizit, dass eine Bank mit einem Vollkassenkoeffizient arbeiten muss, ein Vorschlag, der ein fundamentaler Bestandteil der Forderungen der Österreichischen Schule in Bezug auf die Kredit- und Konjunkturtheorie sein wird (Huerta de Soto, 2002b). Weniger rigoros, und aus diesem Grunde für Banken mit Teilkassenkoeffizienten nachsichtiger, ist die Analyse von Luis de Molina und Juan de Lugo; jedoch hätten diese Autoren, wenn sie gemäß

Die Österreichische Schule der Nationalökonomie – Markt und unternehmerische Kreativität

Dempsey die Funktionsweise und die theoretischen Implikationen der Bank mit Teilkassenkoeffizienten und der aus ihr abgeleiteten Kreditexpansion und Umlaufmittelinflation im Detail gekannt hätten, wie dies später durch die Arbeiten von Mises, Hayek und den anderen Theoretikern der Österreichischen Schule möglich wurde, die Tätigkeit der Banken als *institutionellen Wucher* bezeichnet (Dempsey, 1943, 225-228).

Interessant ist jedoch zu betonen, dass Luis de Molina der erste Theoretiker war, der darauf hinwies, dass Depositen, und im allgemeinen das von der Bank geschaffene Geld – im lateinischen als *chirographis pecuniarum* bezeichnet – gleich dem effektiv vorhandenen Geld, Bestandteil des Geldangebots sind. Tatsächlich formulierte Molina bereits 1597, und damit viel früher als Pennington 1827, seine Grundidee, dass das Gesamtvolumen der monetären Transaktionen welche auf einer Messe getätigt werden, nicht mit der Menge von Metallgeld bezahlt werden kann, das auf dieser Messe von Hand zu Hand wandert, sondern (nur) durch den Gebrauch von Geld, das Banken mittels Depositen *schaffen* und durch Ausgabe von *Schecks*, die Inhaber von Depositen ausgeben und die auf ihre Guthaben lauten. Auf diese Weise schaffen Banken aus dem Nichts zusätzliches Geld in Form von Depositen, das für Transaktionen verwendet wird (Molina, 1991, 147).

Schließlich schrieb Juan de Mariana ein weiteres Werk mit dem Titel *Discurso sobre las enfermedades de la compañía*, posthum veröffentlicht im Jahre 1625. In diesem Buch beschäftigt sich Mariana intensiv mit der eindeutig österreichischen Analyse der Unmöglichkeit einer Regierung, eine Zivilgesellschaft mangels der notwendigen Information auf der Grundlage von Zwangsmandaten zu organisieren. Tatsächlich ist es unmöglich, dass die Regierung sich die notwendige Information verschaffen kann, die notwendig wäre, um ihren Mandaten einen koordinierenden Inhalt zu verleihen. Deshalb tendiert ihre Intervention dazu, Unordnung und Chaos zu schaffen. Bezüglich der Regierung meint Mariana, dass „es großer Unsinn ist, wenn der Blinde den führen will, der sieht“, hinzufügend, dass die Regierungen „weder die Personen noch die Tatsachen kennen, zumindest nicht in all ihren besonderen Umständen, von denen der Erfolg abhängt. Zwangsläufig begeht man viele und schwerwiegende Fehler und verärgert deshalb die Leute, die eine solch blinde Regierung verachten.“ Mariana schlussfolgert, dass „die Macht und die Führung verrückt ist“ und, wenn „es der Gesetze im Übermaß zu viel gibt, da man nicht alle einhalten, nicht einmal behalten kann, verliert man ihnen gegenüber den Respekt“ (Mariana, 1768, 151-155, 216).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die spanischen Scholastiker des Goldenen Zeitalters von Spanien bereits theoretische Prinzipien formulierten, die später zu Ecksteinen des Theoriegebäudes der Österreichischen Schule der Nationalökonomie werden sollten. Als solche können konkret genannt werden: Erstens, die subjektive Werttheorie (Diego de Covarrubias y Leya); zweitens, die

Entdeckung der wirklichen Beziehung zwischen Preis und Kosten (Luis Saravia de la Calle); drittens, die dynamische Natur des Marktes und die Unmöglichkeit, ein Gleichgewichts-Modell zu formulieren (Juan de Lugo und Juan de Salas); viertens, das dynamische Konzept der Konkurrenz verstanden als ein Prozess der Rivalität zwischen Verkäufern (Castillo de Bovadilla und Luis de Molina); fünftens, die Wiederentdeckung des Prinzips der Zeitpräferenzrate (Martín de Azpilcueta); sechstens, der tief greifend verzerrende Charakter der Inflation hinsichtlich des realen Sektors einer Volkswirtschaft (Juan de Mariana, Diego de Covarrubias und Martín de Azpilcueta); siebtens, die kritische Analyse der Banken mit Teilkassenkoeffizienten (Luis Saravia de la Calle und Martín de Azpilcueta); achtens, die Entdeckung, dass Bankdepositen Bestandteil des Geldangebots sind (Luis de Molina und Juan de Lugo); neuntens, die Unmöglichkeit, eine Gesellschaft mit Hilfe von Zwangsmandaten zu organisieren, weil die notwendige Information, die ihnen einen koordinierenden Charakter verleihen könnte, nicht vorhanden ist (Juan de Mariana) und zehntens, die liberale Tradition, der zu Folge, jede ungerechtfertigte Marktintervention das Naturrecht verletzt (Juan de Mariana).

Deshalb gibt es stichhaltige Gründe dafür, dass die subjektivistische und dynamische Konzeption des Marktes – obwohl diese von Carl Menger 1871 wieder aufgenommen und angetrieben wurde – ihren Ursprung in Spanien hat. Die Tradition des ökonomischen Denkens der Österreichischen Schule hat folglich seine intellektuellen Wurzeln in Spanien, oder, genauer gesprochen, in der Schule von Salamanca, die, gleich der modernen Österreichischen Schule der Nationalökonomie, und im starken Kontrast zum neoklassischen Paradigma, sich vor allem durch ihren Realitätsbezug und Genauigkeit ihrer analytischer Annahmen auszeichnet.

3.3. Der Niedergang der scholastischen Tradition und der unheilvolle Einfluss von Adam Smith

Um den Einfluss der spanischen Scholastiker auf die weitere Entwicklung der Österreichischen Schule der Nationalökonomie zu verstehen, ist es vor allem notwendig, sich vor Augen zu halten, dass im 16. Jahrhundert Kaiser Karl V. von Spanien seinen Bruder Ferdinand I als König von Österreich ernannte und ihn dorthin entsandte. Österreich (spanisch: „Austria“) bedeutet etymologisch, „Ost-Teil des Reiches“, ein Reich, welches damals praktisch ganz Europa, mit Ausnahme Frankreichs, welches isoliert und von spanischen Streitkräften umringt war, umfasste. Auf diese Weise ist der Ursprung des intellektuellen Einflusses leicht zu ersehen, den die spanischen Scholastiker auf die Österreichische Schule der Nationalökonomie hatten; und dies ist kein bloßer Zufall oder ein Streich der Geschichte, sondern Folge der engen Beziehungen, historischer, politischer und kultureller Natur, die sich zwischen Spanien und Österreich ab dem 16. Jahrhundert entwickelten (Bérenguer, 1993, 133-335). Diese Beziehungen wurden über mehrere Jahrhunderte hinweg aufrechterhalten. Italien spielte dabei als kulturelle Brücke des

Die Österreichische Schule der Nationalökonomie – Markt und unternehmerische Kreativität

intellektuellen Austausches zwischen beiden Extrempunkten des Imperiums (Spanien und Österreichs) eine wichtige Rolle. Es gibt folglich schlagkräftige Argumente für die Verteidigung der These, dass die Österreichische Schule der Nationalökonomie – zumindest in ihren Ursprüngen – in letzter Instanz eine Schule spanischer Tradition ist.

In der Tat lag der größte Verdienst Carl Mengers in der Wiederentdeckung und dem Vorantreiben dieser katholisch-kontinentalen Tradition spanischen Ursprungs, die praktisch in Vergessenheit geriet und im Niedergang begriffen war. Dies war einerseits die Folge des Triumphs der protestantischen Reformation und der „schwarzen Legende“, die sich gegen alles Spanische richtete. Andererseits – und in noch stärkerem Maße – spielte der negative Einfluss, den der Beitrag Adam Smiths und seine Nachfolger der klassischen Schule auf die Geschichte des ökonomischen Denkens hatten, eine bedeutende Rolle. Murray N. Rothbard hat darauf hingewiesen, dass Adam Smith das Gebiet der vor ihm entwickelten Beiträge, in deren Mittelpunkt die subjektive Werttheorie, der Unternehmer und der Zins stand und mit deren Hilfe Preise in realen Märkten erklärt wurden, verließ. Stattdessen ersetzte Adam Smith diesen Ansatz durch seine Arbeitswerttheorie, auf deren Fundament und als natürliche Folge, Marx später seine sozialistische Ausbeutungstheorie aufbauen sollte. Außerdem konzentrierte sich Adam Smith ausschließlich auf die Erklärung des langfristigen „natürlichen Gleichgewichtspreises“, ein Gleichgewichts-Modell, in dem die Funktion des Unternehmers durch Abwesenheit glänzt und in welchem man davon ausgeht, dass sämtliche notwendigen Informationen schon gegeben sind. Dieses Gleichgewichts-Modell sollte später von den Gleichgewichts-Theoretikern der neoklassischen Schule benutzt werden, um das angebliche „Marktversagen“ zu kritisieren und den Sozialismus und die Intervention des Staates in Ökonomie und Zivilgesellschaft zu rechtfertigen. Weiterhin führte Adam Smith den Calvinismus in die Ökonomie ein. Das wird beispielsweise deutlich, wenn er das Verbot des Wuchers unterstützt oder wenn er zwischen „produktiven“ und „unproduktiven“ Tätigkeiten unterscheidet. Schließlich brach Adam Smith mit dem radikalen *laissez-faire* seiner kontinentalen Vorgänger des Naturrechts (Spanier, Franzosen und Italiener) und führte in die Geschichte des ökonomischen Denkens einen lauwarmen „Liberalismus“ ein, der sich durch so viele Ausnahmen und Nuancen kennzeichnete, dass ihn sogar viele „sozialdemokratische“ Theoretiker von heute ohne weiteres akzeptieren würden.

Der negative Einfluss, der, aus Sicht der Österreichischen Schule, die klassische englische Schule auf die Wirtschaftswissenschaft hatte, verschärfte sich mit den Nachfolgern von Adam Smith, speziell mit Jeremy Bentham, der den Bazillus eines eng verstandenen Utilitarismus in unsere Wissenschaft einspritzte und damit der Entwicklung der pseudowissenschaftlichen Kosten-Nutzen-Analyse, und dem Aufkommen einer ganzen Tradition von „Sozialingenieuren“ Vorschub

Die Österreichische Schule der Nationalökonomie – Markt und unternehmerische Kreativität

leistete, die mit Hilfe staatlicher Zwangsmittel für sich in Anspruch nehmen, eine Gesellschaft nach ihrem Gutdünken formen zu können. Ihren Höhepunkt erreichte in England diese Tendenz mit John Stuart Mill mit seiner Lossagung vom *Lassez-faire* und seinen zahlreichen Zugeständnissen an den Sozialismus; in Frankreich erklärt der Triumph des konstruktivistischen Rationalismus kartesischen Ursprungs die Vorherrschaft des Interventionismus der *École Polytechnique* und des wissenschaftlichen Sozialismus von Saint-Simon und Comte (Hayek, 2004, 109-238).

Glücklicherweise, und trotz des überwältigenden intellektuellen Imperialismus seitens der Theoretiker der klassischen englischen Schule über die Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften, geriet die von den scholastischen Denkern des Goldenen Zeitalter Spaniens begründete kontinentale Tradition katholischen Ursprungs nie vollständig in Vergessenheit. Vielmehr beeinflusste die scholastische Strömung zwei bedeutende Ökonomen, einen Iren, Cantillon, und einen Franzosen, Turgot, die als die wirklichen Begründer der Wirtschaftswissenschaft betrachtet werden können. Cantillon schrieb 1730 seine *Abhandlung über die Natur des Handels im allgemeinen*, ein Werk, das Jevons zu Folge, die erste systematische Abhandlung der Ökonomie ist. In diesem Werk hob Cantillon die Figur des *Unternehmers* als Motor des Marktprozesses hervor und erklärte außerdem, dass eine Erhöhung der Geldmenge nicht auf einen Schlag das Preisniveau erhöht, sondern diese Erhöhung sich im realen Sektor etappenweise niederschlägt, d.h. sukzessiv durch einen Prozess, der unvermeidlich die aus dem Markt hervorgegangen relativen Preise verzerrt. Es handelt sich hierbei um den berühmten Cantillon-Effekt, der später von Hume übernommen, und von Mises und Hayek in ihrer Kapital- und Konjunkturtheorie weiterentwickelt worden ist (Cantillon, 1931).

Nachfolgend formulierten Marqués D'Argenson (1751) und vor allem Turgot – beide sehr viel früher als Adam Smith – den dispersen Charakter von Wissen, den soziale Institutionen, verstanden als spontane Ordnungen, in sich mit einschließen und deren Analyse später eines der wesentlichen Elemente des hayekianischen Forschungsprogramm werden sollte. Turgot folgerte in seinen *Elogio de Gournay* 1759 schon, dass „es nicht notwendig ist, zu beweisen, dass jedes Individuum alleine im Stande ist, mit Kenntnis der Sache über den vorteilhaftesten Gebrauch seiner Ländereien und seiner Mühen zu befinden. Nur es besitzt das besondere Wissen, über das nicht einmal der weiseste Mann verfügt. Es lernt aus seinen wiederholten Versuchen, aus seinen Erfolgen und Rückschlägen, und auf diese Weise eignet es sich einen speziellen Sinn für die Geschäfte an, der bei weitem geschickter ist als das theoretische Wissen, das ein indifferenter Beobachter sich aneignen könnte, weil er von der Notwendigkeit getrieben wird“. Turgot bezieht sich auch – und folgt dabei Juan de Mariana – auf die „vollständige Unmöglichkeit durch starre Regeln und ständige Kontrollen die unermesslich große Anzahl von Transaktionen zu steuern, die, selbst wenn man nur ihr Ausmaß

Die Österreichische Schule der Nationalökonomie – Markt und unternehmerische Kreativität

betrachtet, nicht vollständig bekannt sein können und die außerdem von einer großen Anzahl von sich ständig ändernden Umständen abhängen, die weder kontrolliert und noch weniger vorhergesehen werden können“ (Turgot, 1844, 275 und 288).

Selbst in Spanien, während des langen Niedergangs im 18. und 19. Jahrhunderts, verschwand die scholastische Tradition nie vollständig, und dies trotz des enormen Minderwertigkeitskomplex, der für jene Tage gegenüber der angelsächsischen, intellektuellen Welt typisch war. Ein Beleg dafür ist ein weiterer spanischer Autor katholischer Tradition, der fähig war, das Wertparadoxon zu lösen und mit aller Klarheit das Grenznutzensgesetz 27 Jahre vor Veröffentlichung von Carl Mengers *Grundsätzen der Volkswirtschaftslehre* formulierte. Es handelt sich hierbei um den Katalanen Jaime Balmes (1810-1848), der während seines kurzen Lebens der wichtigste thomistische Philosoph in Spanien war. Im Jahre 1844 veröffentlichte er einen Artikel mit dem Titel „*Verdadera idea del valor o reflexiones sobre el origen, naturaleza y variedad de los precios*“ (dt. etwa: „Der wirkliche Wert oder Gedanken über den Ursprung, Natur und Verschiedenheit der Preise). In diesem Artikel löste er nicht nur das Wertparadoxon, sondern legte außerdem in aller Klarheit das Gesetz vom Grenznutzen dar. Balmes stellte sich folgende Frage: „Wie kommt es, dass ein Edelstein mehr wert ist als ein Stück Brot, ein bequemes Kleid und vielleicht sogar mehr als eine nützliche und angenehme Behausung“? Er antwortete darauf, dass „es nicht schwierig sei dies zu erklären; da der Wert einer Sache sein Nutzen oder die Eignung ist, unsere Bedürfnisse zu befriedigen und je notwendiger eine Sache ist, um unsere Bedürfnisse zu befriedigen, desto höher ist ihr Wert; *man sollte aber auch beachten, dass, wenn sich die Anzahl der Mittel erhöht, die Notwendigkeit jedes einzelnen Mittels sinkt, weil man zwischen vielen wählen kann und keines unverzichtbar ist.* Und deshalb gibt es eine notwendige proportionale Abhängigkeit zwischen Erhöhung und Senkung des Wertes und dem Mangel und dem Überfluss einer Sache. Ein Stück Brot, das in einer notwendigen Beziehung zu der Befriedigung unserer Bedürfnisse steht, hat einen geringen Wert, weil Brot in Fülle vorhanden ist; aber wenn ihr den Kreis des Überflusses verengt, wird sein Wert schnell bis zu einem beliebigen Wert steigen, ein Phänomen in Zeiten von Not, an welches sich alle erinnern, welche eine lange Belagerung während des Unheils eines Kriegs miterlebt haben“ (Balmes, 1949, 615-624). Auf diese Weise schloss Balmes den Kreis der kontinentalen Tradition und bereitete den Boden für deren Vervollständigung und Perfektionierung, wenige Jahrzehnte später durch Carl Menger und den Rest seiner Schüler der Österreichischen Schule.

3.4. Menger und die subjektivistische Perspektive: die Konzeption menschlichen Handelns als Gesamtheit subjektiver Etappen, die subjektive Werttheorie und das Grenznutzensgesetz

Der junge Menger war sich schon früh bewusst, dass die Preistheorie der klassischen Schule, wie sie von Adam Smith und seinen angelsächsischen Nachfolgern entwickelt wurde, viel zu wünschen übrig ließ. Seine persönlichen Beobachtungen über die Funktionsweise der Börse (während einer gewissen Zeit war er Börsen-Berichterstatter bei der *Wiener Zeitung*) und seine Untersuchungen brachten ihn dazu, mit 31 Jahren „in einem Zustand krankhafter Erregung“, wie Hayek schrieb (Hayek, 1968, XII), das Werk zu vollenden, welches offiziell die Geburtsstunde der Österreichischen Schule der Nationalökonomie einläuten sollte. In diesem Buch, beanspruchte sein Autor die neuen Fundamente zu schaffen, auf der seiner Einschätzung nach es notwendig war, die Wirtschaftswissenschaft von neuem wieder aufzubauen. In ihrer Essenz, bestanden diese Prinzipien in der Formulierung einer Wirtschaftswissenschaft, die auf dem Menschen als kreativen Akteur und Vorreiter der sozialen Prozesse und Ereignisse basiert (Subjektivismus); weiterhin arbeitete Menger auf der Basis des Subjektivismus erstmals in der Geschichte des ökonomischen Denkens eine vollständige subjektiv-evolutionistische Theorie über die Entstehung und die Entwicklung der sozialen Institutionen (ökonomischer, juristischer und linguistischer Natur), verstanden als regelgebundene Schemata des Verhaltens, heraus. Diese Ideen sind Bestandteil seines Buches *Grundzüge der Volkswirtschaftslehre*, das Menger 1871 veröffentlichte und eines der einflussreichsten Werke des ökonomischen Denkens wurde.

Das wichtigste und originellste Unterscheidungsmerkmal des Beitrags Mengers lag deshalb in dem Versuch, die Wirtschaft in ihrer Gesamtheit vom Menschen ausgehend zu konstruieren und ihm die Vorreiterrolle eines kreativen Akteurs in allen sozialen Prozessen zuzuweisen. Menger betrachtete es als unbedingt erforderlich den sterilen „Objektivismus“ der klassischen englischen Schule zu verlassen. Im Gegensatz zu dieser Schule, die besessen war von der angeblichen Existenz objektiver Gegebenheiten (sozialer *Klassen*, *Aggregaten*, *materiellen* Produktionsfaktoren), sollte der Wissenschaftler stets die subjektive Perspektive des handelnden Menschen einnehmen, um auf diese Weise und durch diese Perspektive, über das entscheidende Kriterium bei der Ausarbeitung seiner Theorie zu verfügen. Hayek, der diese neue subjektive Konzeption Mengers kommentierte, meinte hierzu: „Es ist wahrscheinlich keine Übertreibung zu sagen, dass in den letzten hundert Jahren jeder bedeutende Fortschritt in der Wirtschaftstheorie ein weiterer Schritt in der konsequenten Anwendung des Subjektivismus war.“ Und fügte hinzu: „Diese Entwicklung ist am konsequentesten wohl von L. v. Mises durchgeführt worden und ich glaube, dass die meisten Eigentümlichkeiten seiner Ansichten, die zunächst vielen Lesern befremdlich und unannehmbar erschei-

Die Österreichische Schule der Nationalökonomie – Markt und unternehmerische Kreativität

nen, daher kommen, dass er in der konsequenten Verfolgung des Subjektivismus lange Zeit seinen Zeitgenossen weit voraus war“ (Hayek, 2004, 25).

Der vielleicht typischste und originellste Ausdruck des subjektivistischen Ansatzes wie er von Menger vorgeschlagen wurde, war seine *Theorie der wirtschaftlichen Güter verschiedener Ordnung*. Menger versteht unter „wirtschaftlichen Gütern erster Ordnung“ Konsumgüter, das heißt Güter, welche subjektiv die menschlichen Bedürfnisse direkt befriedigen und welche aus diesem Grunde im subjektiven und spezifischen Kontext jeder Handlung das letztendliche Ziel darstellen, welches der Akteur zu erreichen anstrebt. Um dieses Ziel zu erreichen (Güter 1. Ordnung oder Konsumgüter) ist es notwendig, vorher eine Reihe von Zwischenetappen durchlaufen zu haben, die Menger als „wirtschaftliche Güter höherer Ordnung“ bezeichnet (zweiter, dritter, vierter Ordnung usw.). Je höher die Ordnung dieser Güter ist, desto weiter entfernt befinden sie sich von den Konsumgütern. Konkret führt Menger an: „Wenn wir über die complementären Güter irgend einer höheren Ordnung verfügen, so müssen diese Güter vorerst in solche der nächst niederen und so stufenweise fort verwandelt werden, bis dieselben zu Gütern erster Ordnung gestaltet sind, welche letzteren wir erst der Befriedigung unserer Bedürfnisse in unmittelbarer Weise zuführen können“ (Menger, 1968, 22).

Der Kern dieser Idee Mengers ist nichts anderes als die logische Konsequenz seiner subjektivistischen Konzeption: jeder Mensch versucht ein Ziel zu erreichen, welches für ihn einen bestimmten *subjektiven* Wert besitzt. In Abhängigkeit dieses Zieles und angespornt von seinem subjektiven Wert, entwirft und unternimmt er ein Aktionsprogramm, welches aus einer Reihe von Etappen besteht, von welchen er glaubt, dass sie notwendig sind, um das gewünschte Ziel zu erreichen. Diese Etappen erhalten außerdem einen *subjektiven Nutzen* in Abhängigkeit des Wertes des Zieles, welches der Akteur dank des Einsatzes der ökonomischen Mittel höherer Ordnung zu erreichen hofft. Das ist dasselbe, wie wenn man sagt: der subjektive Nutzen der Mittel oder der wirtschaftlichen Güter höherer Ordnung wird in letzter Instanz vom subjektiven Wert des Zieles oder Endprodukt des Konsums bestimmt, welches mit Hilfe der genannten Mittel erlangt oder erreicht werden kann. Auf diese Weise, und zum ersten Mal in der Geschichte der Wirtschaftswissenschaften, wird dank Menger der Prozess des Handelns analysiert, der aus einer Reihe von Zwischenetappen besteht, die in der Absicht in Angriff genommen und durchgeführt werden, ein Ziel oder ein wirtschaftliches Gut erster Ordnung zu erreichen.

Jeder Mensch, indem er handelt, versucht bestimmte *Ziele* zu erreichen, die er entdeckt hat und die aus irgendeinem Grund wichtig für ihn sind. Die subjektive Wertschätzung, psychologisch mehr oder weniger intensiv, die der Akteur seinem Ziel verleiht, wird *Wert* genannt. *Mittel* ist alles, was der Akteur subjektiv für geeignet hält, um ein Ziel zu erreichen. Die subjektive *Wertschätzung*, die der

Die Österreichische Schule der Nationalökonomie – Markt und unternehmerische Kreativität

Akteur dem Mittel in Abhängigkeit des Wertes des Ziels zuschreibt und mit deren Hilfe er glaubt, sein Ziel zu erreichen, wird *Nutzen* genannt. In diesem Sinne sind Wert und Nutzen die beiden Seiten derselben Medaille, da der subjektive Wert, welcher der Akteur dem verfolgten Ziel verleiht sich im Mittel, an dessen Nützlichkeit er glaubt, durch das Konzept des Nutzen widerspiegelt.

Somit ist der wichtigste und originellste Beitrag, den wir dem Konzept Mengers verdanken nicht, wie bisher angenommen wurde, die Entdeckung des Grenznutzens (welches er unabhängig und parallel zu Jevons und Walras entwickelte), sondern die subjektivistische Konzeption des Prozesses menschlichen Handelns. Die subjektive Werttheorie und die Entdeckung des Grenznutzen sind nichts anderes als das offensichtliche Korollarium der subjektiven Konzeption des Prozesses des Handelns, den wir ausschließlich Menger verdanken und den wir soeben vorgetragen haben. Tatsächlich bewertet der Mensch als Akteur in einer Abfolge von Etappen die Mittel in Abhängigkeit der Ziele, die er glaubt mit diesen Mitteln erreichen zu können; jedoch vollführt er diese Bewertung nicht in einer globalen oder aggregierten Art und Weise sondern in Abhängigkeit verschiedener austauschbarer Einheiten von Mitteln, die im spezifischen Kontext des Handelns wichtig sind. Der Akteur wird dazu tendieren, jede einzelne austauschbare Einheit der Mittel in Abhängigkeit des Wertes, den die letzte Einheit in seiner Wertskala hat, zu bewerten. Schließlich verliert bzw. gewinnt man im Falle des Verlusts oder Hinzufügens einer Einheit den Nutzen dieser einen Einheit. Deshalb ist der Wert dieser letzten Einheit vom Wert abhängig, den ein bestimmtes Ziel in seiner individuellen Wertskala hat und welches man als Konsequenz dieser letzten Einheit verlieren oder gewinnen kann. Für die Österreichische Schule hat aus diesem Grunde das Gesetz des Grenznutzens weder etwas mit der physiologischen Sättigung der Bedürfnisse zu tun noch mit Psychologie, sondern es ist ein strikt praxeologisches Gesetz (gemäß der Mises'schen Terminologie), d.h. in der Logik menschlichen, unternehmerischen und kreativen Handelns enthalten.

Es ist deshalb unverzichtbar, die Theorie des Grenznutzens, wie sie von Menger entwickelt wurde, von den Gesetzen des Grenznutzens gemäß Jevons und Walras strikt zu unterscheiden. Tatsächlich ist bei Jevons und Walras der Grenznutzen schlicht etwas einfach „hinzugefügtes“ innerhalb eines mathematischen Gleichgewichts-Modell (im Falle von Jevons eines partiellen, und im Falle von Walras eines allgemeinen Gleichgewichts), in dem der menschliche Prozess des Handelns durch Abwesenheit glänzt und der, unabhängig davon, ob das Gesetz des Grenznutzens eingeführt wird oder nicht, unverändert bleibt. Im Gegensatz dazu ist für Menger die Theorie des Grenznutzens eine ontologische Notwendigkeit bzw. wesentliche Konsequenz seiner eigenen Konzeption menschlichen Handelns als dynamischer Prozess. (Jaffé, 1976, 511-524).

Es darf uns auch nicht überraschen, dass der Gründer der neoklassischen Schule von Chicago, Frank H. Knight, meinte, dass Mengers Theorie der wirtschaftli-

chen Güter erster Ordnung bzw. höherer Ordnung einer seiner „weniger wichtigen“ Beiträge sei (Knight, 1950). Mit diesem Kommentar enthüllt Knight genau die theoretischen Unzulänglichkeiten des neoklassischen Gleichgewichtsparadigmas, und speziell die Unzulänglichkeiten der von ihm gegründeten Chicago-School: für diese Schule ist der Produktionsprozess objektiv und augenblicklich, die Zeit spielt nur insofern eine Rolle als sie rein parametrisch interpretiert wird und die Kreativität und die Unsicherheit, jedem unternehmerischen Akt eigen, ist aufgrund des ricardianischen Gleichgewichts, auf welches sich ihre Forscher konzentrieren, ausgelöscht.

3.5. Menger und die ökonomische Theorie sozialer Institutionen

Die *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre* von Carl Menger waren für ihre Zeit ein fortschrittliches Werk: in ihm wurden nicht nur die wichtige Rolle, welche das Konzept der Zeit in der realen Wirtschaft hat, die Unwissenheit, das unternehmerische Wissen, Fehler, als etwas vom menschlichen Handeln untrennbares, die komplementären Güter, die sich nach und nach allmählich den Marktprozessen anpassen und die reale Märkte kennzeichnenden ständigen Veränderungen und Ungleichgewichte behandelt, sondern das Werk enthält darüber hinaus eine Theorie über den Ursprung und die Entwicklung der sozialen Institutionen, die später von Hayek wieder aufgegriffen und bis zur letzten Konsequenz entwickelt wird.

Tatsächlich besteht der zweite, wesentliche Beitrag Mengers darin, das spontane und evolutive Aufkommen der sozialen Institutionen, ausgehend von der subjektivistischen Konzeption des Handelns und der Interaktion der Handelnden, theoretisch erklärt zu haben. Daher ist es keine Laune oder ein Zufall, dass Menger seine *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre* einem der berühmtesten deutschen Historiker widmet: Wilhelm Roscher. Im Methodenstreit zwischen den Vertretern der evolutorischen, historischen und spontanen Konzeption der Institutionen, vertreten von Savigny im juristischen Bereich und von Hume und Burke im Bereich der Philosophie und der Politikwissenschaften einerseits, und den Vertretern der kartesischen rationalistischen Konzeption andererseits (vertreten durch Thibaut im Bereich der Jurisprudenz und Bentham und den Utilitaristen im Bereich der Ökonomie), glaubt Menger die definitive theoretische Unterstützung, welche die erste Gruppe benötigte, gegeben zu haben.

Die subjektivistische Konzeption von Menger, die auf dem Menschen als Akteur basiert, erklärt durch einen evolutorischen Prozess, in dem unzählige Menschen in ihrem kleinen exklusiven und ihnen eigenen Umfeld subjektiven Wissens, praktischer Erfahrungen, Sehnsüchten und Empfindungen agieren, das evolutorische Aufkommen einer Reihe von Verhaltensmustern (Institutionen), die in den rechtlichen, ökonomischen und sprachlichen Bereichen das Leben in einer Gesellschaft ermöglichen. Menger entdeckt, dass das Aufkommen der Institutionen das Ergebnis eines sozialen Prozesses ist, welcher aus einer Vielfalt

Die Österreichische Schule der Nationalökonomie – Markt und unternehmerische Kreativität

menschlichen Handelns besteht, angeführt durch eine Anzahl von Menschen als konkrete Männer und Frauen aus Fleisch und Blut, die in ihren jeweiligen historischen, besonderen Umständen von Zeit und Raum, früher als andere entdecken, wie sie ihre Ziele leichter erreichen, wenn sie bestimmte Verhaltensmuster annehmen. Auf diese Weise wird ein dezentraler trial and error Prozess in Gang gesetzt, in dem eine Tendenz besteht, dass diejenigen Verhaltensweisen überwiegen werden, die am besten die sozialen Ungleichgewichte koordinieren, so dass aufgrund dieses unbewussten Prozesses des Lernens und der Nachahmung, die Handlungsmuster der kreativsten und erfolgreichsten Personen sich ausbreiten und von den restlichen Mitgliedern der Gesellschaft befolgt werden. Obwohl Menger seine Theorie anhand des Aufkommens und der Entwicklung einer konkreten Institution, der des Geldes, entwickelt bzw. auf diese anwendet (Menger, 1968, 250-285), bemerkt Menger, dass dasselbe theoretische Schema ohne weiteres auf die rechtlichen Institutionen und auf das Aufkommen und die Entwicklung der Sprache anwendbar sei. Menger selbst formuliert die neue Frage, auf der er das neue Forschungsprogramm der Ökonomie aufbauen will, wie folgt: „Wieso vermögen dem Gemeinwohl dienende und für dessen Entwicklung höchst bedeutsame Institutionen ohne einen auf ihre Begründung gerichteten Gemeinwillen zu entstehen“ (Menger, 1969, 163). Und es gleicht einem Paradox, dass die für das Leben in einer Gesellschaft wichtigsten und wesentlichsten Institutionen für den Menschen (sprachlicher, ökonomischer, rechtlicher und moralischer Natur) „nicht beabsichtigte Konsequenz menschlichen Handelns sind“ (oder in der Terminologie Mengers, „unbeabsichtigte Resultate“, Menger, 1969, 182), eben weil sie nicht von Menschen geschaffen wurden, da es dem Menschen an den notwendigen intellektuellen Fähigkeiten mangelt, um die ungeheure Menge an verstreuter und dynamischer Information, welche die Institutionen in sich vereinigen, aufzunehmen. Vielmehr entstanden diese Institutionen in einem spontanen und evolutiven Prozess im Verlaufe eines sozialen Prozesses menschlicher Interaktionen, welcher für Menger und die Österreichische Schule das wichtigste Forschungsfeld im Bereich der Wirtschaftswissenschaften darstellen sollte.

3.6. Der Methodenstreit

Es kam für Menger einer großen Enttäuschung gleich, dass sein Beitrag nicht nur nicht von den Vertretern der historischen Schule verstanden wurde, sondern dass diese Vertreter meinten, Mengers Beitrag fordere den Historizismus heraus. Statt zu erkennen, dass Mengers Beitrag die theoretische Unterstützung war, welche die evolutorische Konzeption der sozialen Prozesse benötigte, betrachteten sie seine abstrakte und theoretische Analyse als unvereinbar mit dem von ihnen verfochtenen engen Verständnis des Historizismus. Auf diese Weise entstand die erste, und vielleicht berühmteste Polemik, in welche sich die Österreichische Schule verwickelt sah, der so genannte *Methodenstreit*, der die intellektuellen Energie Mengers über mehrere Jahrzehnte hinweg beanspruchen sollte. Die Ver-

Die Österreichische Schule der Nationalökonomie – Markt und unternehmerische Kreativität

treter der historischen Schule, angeführt von Schmoller, waren – genau wie es später bei den amerikanischen Institutionalisten der Schule von Thorstein Veblen der Fall sein wird – Opfer eines Hyperrealismus, der sie dazu brachte, eine ökonomische Theorie von universeller Gültigkeit abzulehnen und stattdessen die These zu vertreten, dass das einzig gültige Wissen nur durch die empirische Beobachtung und die Ansammlung von Daten jedes historischen Falls zu erhalten ist. Gegen diese Auffassung publiziert Menger im Jahre 1883 sein zweites wichtiges Buch mit dem Titel *Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der politischen Ökonomie insbesondere* (Menger, 1969); von Aristoteles ausgehend vertritt er darin die Auffassung, dass das Wissen der sozialen Wirklichkeit zwei gleich wichtige Disziplinen verlangt, die jedoch, trotz ihres komplementären Charakters, radikal und epistemologisch verschieden sind. Auf der einen Seite die *Theorie*, welche in einer bestimmten Weise die „Form“ ist (in ihrem aristotelischen Sinne) und welche die Essenz der ökonomischen Phänomene aufnimmt. Diese theoretische Form entdeckt man mit Hilfe der Introspektion, d.h. durch die innere Reflexion des Wissenschaftlers, die durch die Tatsache ermöglicht wird, dass die Ökonomie die einzige Wissenschaft ist, in welcher der Forscher das Privileg hat, über dieselbe Natur zu verfügen wie der zu untersuchende Gegenstand, was ihm ein wertvolles Wissen aus erster Hand verschafft. Außerdem wird die Theorie in einer logisch-deduktiven Art aufgrund von offensichtlichen Wissen axiomatischen Typs ausgearbeitet. Von der Theorie verschieden ist die *Geschichte*, welche in einer bestimmten Art und Weise die „Materie“ bildet (in ihrem aristotelischen Sinne) und die sich in empirischen Tatsachen historischer Ereignisse konkretisiert. Für Menger sind beide Disziplinen, Theorie und Geschichte, gleich wichtig, um die Realität zu erkennen. Aber er lehnt nachdrücklich in jedem Fall die Auffassung ab, eine Theorie aus der Geschichte gewinnen zu können. Die Beziehung zwischen beiden ist eher in dem Sinne umgekehrt, als dass die Geschichte nur interpretiert, strukturiert und verständlich gemacht werden kann, wenn man vorher über eine ökonomische Theorie verfügt. Auf diese Weise formuliert Menger, sich dabei auf die bereits von J.B. Say im Großen und Ganzen intuitiv erkannten methodologischen Positionen stützend, die Fundamente, die später die „offizielle“ Methodologie der Österreichischen Schule der Nationalökonomie sein sollten.

Es ist außerdem notwendig zu erläutern, dass es mindestens drei verschiedene Bedeutungen des Begriffs „Historizismus“ gibt. Die erste, die mit der historischen Rechtsschule (Savigny, Burke) identifiziert wird, und die im Gegensatz zum kartesischen Rationalismus steht, wird von der Österreichischen Schule in ihrer theoretischen Analyse über die Entstehung der Institutionen verteidigt. Der zweite Begriff ist jener, der mit der historischen Schule der Nationalökonomie im Deutschland des 19. Jahrhunderts und den amerikanischen Institutionalisten des 20. Jahrhunderts in Verbindung gebracht wird; beide verneinen die Möglichkeit der Existenz einer abstrakten ökonomischen Theorie universeller Gültigkeit,

Die Österreichische Schule der Nationalökonomie – Markt und unternehmerische Kreativität

wie sie von Menger verteidigt, und von weiteren Ökonomen der Österreichischen Schule später weiterentwickelt wurde. Auf dem dritten Typ des Historizismus fußt die positivistische Methodologie der neoklassischen Schule, die, um ihre Theorien zu überprüfen, auf die empirische Beobachtung, d.h. in letzter Instanz, auf Geschichte, zurückgreift. Gemäß Hayek ist diese Methode nichts anderes als eine erneute Manifestation des von der Österreichischen Schule kritisierten kartesischen Rationalismus. (Cubeddu, 1993, 29-30).

Es mag kurios erscheinen, hervorzuheben, dass Menger und seine Nachfolger in der Verteidigung ihrer Theorie gegenüber der historischen Schule eine vorübergehende Allianz mit den Theoretikern des neoklassischen Gleichgewichts-Paradigmas eingingen (mit den mathematischen Marginalisten Walras und Jevons und mit den Neoklassikern Alfred Marshall in England bzw. John Bates Clark in den Vereinigten Staaten). Die Vertreter der Österreichischen Schule, der subjektivistischen Tradition und der dynamischen Analyse der Marktprozesse verpflichtet, waren sich über die großen Unterschiede, die ihr Standpunkt im Vergleich zu den Theoretikern des (partiellen oder allgemeinen) Gleichgewichts hat, wohl bewusst, jedoch schätzten sie ihre temporale Allianz mit den Gleichgewichtstheoretikern als gerechtfertigt ein, um ihr Ziel, die historische Schule zu überwinden, erreichen zu können und den richtigen *Status* der ökonomischen Theorie zu verteidigen. Die hohen Kosten dieser Strategie sollten sich erst mehrere Jahrzehnte später herausstellen, als in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts („the year of high theory“, wie es Shackle gelungen ausdrückte) die Vertreter der Theorie über die Historisten obsiegten und dieser Sieg von der Mehrzahl der Vertreter der ökonomischen Profession als ein Sieg der Theorie des mathematischen Gleichgewichts und nicht als ein Sieg der Theorie der dynamischen sozialen Prozesse, wie sie von Anfang an von Menger und seinen Nachfolgern entwickelt und gefördert wurde, interpretiert wurde.

Jedenfalls, und im Gegensatz zu der Standardversion der Lehrbücher, die den Methodenstreit als eine vergebliche Mühe qualifizieren, meinen wir, dass sich in diesem Streit die konzeptionell unvermeidlichen Unterschiede zwischen der Wissenschaft vom menschlichen Handeln (Human Action) und den Naturwissenschaften läuterten und abzeichneten, so dass die anhaltende Konfusion auf diesem Gebiet zweifellos darauf zurückzuführen ist, dass die Ökonomen dem von Menger gemachten Beitrag nicht die notwendige Aufmerksamkeit in der Auseinandersetzung mit der historischen Schule geschenkt haben. (Huerta de Soto, 1982).